Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale in Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 68. **Freitag** den 7. Februar 1902. **96. Jahrgang.**

Das französische Heer im Jahre 1902.

v. W. Zwei im Dreyfus-Proceß besonders hervorgetretene Persönlichkeiten, der Advocat Labori und der Oberstleutnant Picquart, haben im verflossenen Monat viel von sich reden gemacht; der Erstere als Herausgeber der „Grande Revue", der Andere wegen der Veröffentlichungen über die französische Armee in vorgenannter Zeitschrift. Ein Theil der Ausführungen Picquart's gipfelt in dem Versuche des Nachweises, daß Frankreich und Deutschland nach dem Kriege 1870/71 sich in gegenseitigen Rüstungen zu überbieten gestrebt hätten, daß aber Frankreich in Bezug auf sein Heerescontingent den Höhepunct schon lange erreicht und nunmehr sogar gezwungen sein werde, den Friedensstat seiner Armee herabzusetzen, während Deutschland weiter fortschreiten und vermöge der Ueberzahl an verfügbaren Mannschaften Frankreich, so weit es wolle, hinter sich lassen könne.

Natürlich haben sich in Frankreich zahlreiche Stimmen gefunden, die den Angaben Picquart's entgegengetreten sind und auf Grund umfangreichen Materials seine Zahlen und Berechnungen zu widerlegen versucht haben. Es ist wohl einleuchtend, daß der Gegenstand dieser Discussion auch für weite Kreise Deutschlands ein hervortretendes Interesse haben muß, so daß es am Platze erscheint, ohne auf Einzelheiten der einander gegenüberstehenden Ansichten einzugehen, auf Grund einwandfreien Materials einige Daten über die gegenwärtige Wehrkraft Frankreichs zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Während vor einem halben Jahrhundert die Bevölkerungsziffern in Frankreich und in Deutschland mit je 35 Millionen die gleichen waren, gestaltet sich das Verhältniß heute so, daß Frankreich nur 38¾ Millionen Einwohner, Deutschland dagegen 56 Millionen zählt. Die natürliche Folge dieses merklichen Unterschiedes und des Rückganges im Zuwachs der französischen Bevölkerung macht sich naturgemäß in sehr empfindlicher Weise auch auf die Heeresverstärkung und den alljährlichen Ersatz bemerkbar, so daß es thatsächlich bereits heute der französischen Nation schwer fällt, sich in Bezug auf die Höhe der Friedenspräsenzstärke ihrer Armee auf annähernd gleicher Höhe mit Deutschland zu halten. An diesen Thatsachen vermag trotz aller außerordentlichen Anstrengungen auch die Zunahme und die große Ausdehnung des colonialen Besitzes Frankreichs nichts zu ändern, denn die Bevölkerung dieser überseeischen Landgebiete, so zahlreich sie auch an sich ist, eignet sich entweder nicht zum Heeresdienst oder macht durch Abneigung gegen denselben ihre Ausbildung und kriegsmäßige Verwendung außerordentlich schwierig. Diese Zustände haben ja auch die französische Regierung bereits gezwungen, in ihren sämmtlichen Colonien, trotz der völlig ausreichenden Zahl dort vorhandener waffenfähiger Bewohner, Besatzungen aus dem Mutterlande mit zu verwenden und diese zu größeren Verbänden mit den schwachen einheimischen Contingenten zusammenzufassen. Hierdurch aber hat der Colonialbesitz Frankreichs die Wehrkraft des Mutterlandes schon seit geraumer Zeit nicht unerheblich geschwächt, und diese Verhältnisse im Zusammenhange mit der alljährlich abnehmenden Zahl der Geburten im Stammlande machen die Schwierigkeiten erklärlich, mit denen das Ersatzgeschäft für die französische Armee in zunehmendem Maße zu kämpfen hat.

Noch im Jahre 1808 betrug der Unterschied ausgebildeter Mannschaften zwischen Frankreich und Deutschland 140 000 Mann zu Gunsten des ersteren, und nach Berechnungen, die in jenem Jahre bei uns aufgestellt wurden, nahm man an, daß diese Differenz auf der Basis von 14 000 Mann, die alljährlich mehr in die deutsche Armee eingestellt wurden als in die französische, innerhalb von zehn Jahren ausgeglichen sein würde. In Folge der inzwischen eingetretenen Verstärkung des deutschen Heeres und der gleichzeitigen Festsetzung des Jahrescontingentes auf 221 471 Mann, gegenüber einem solchen in Frankreich von 205 648 Mann, ist jedoch bereits heute der vorgenannte Unterschied beider Armeen wesentlich schneller verringert worden, als die ursprüngliche Annahme aussprach. Erwägt man dazu die Thatsache, daß dem deutschen Heeresersatze in Folge zahlreicher Anmeldungen noch nicht Gestellungspflichtiger (im Jahre 1899 waren es 22 669) trotz des erhöhten Recrutenbedarfs und ungeachtet der viel strengeren Bemessung der Dienstuntauglichkeit immer noch eine, wenn auch kleine Zahl Tauglicher überschüssig bleibt (im Jahre 1899 waren es 5187 Mann), die zur Bildung von Reuformationen, eventuell zur theilweisen Aufstellung der noch fehlenden dritten Bataillone verwendet werden könnten, so erscheint der Schluß berechtigt, daß die in Rede stehende Differenz von 140 000 Mann schon in kurzer Frist ganz beseitigt sein werde.

Ein Blick auf die vor einiger Zeit veröffentlichten Uebersichten über die Ergebnisse der Heeres-Ergänzung in Frankreich und in Deutschland, sowie auf die dort unterbliebenen Neuformationen der beiden letzten Jahre wird obige Schlußfolgerung noch etwas deutlicher veranschaulichen. Aus den erwähnten französischen Angaben ist zunächst ersichtlich, daß trotz aller Bemühungen, die Zahl der Freiwilligen zu vermehren (im Jahre 1899 waren es 25 882 = 12,4 Procent des Recrutenzuganges) und, selbst unter erheblichen Vortheilen und Erleichterungen, eine größere Anzahl von Capitulationen mit Unteroffizieren und Gemeinen abzuschließen (im Jahre 1899 kamen nur 6528 zu Stande), bereits im Vorjahre der Recrutenvollbestand nicht erreicht werden konnte und in Folge dessen schon damals die Aufstellung der noch fehlenden, aber längst bewilligten vierten Bataillone unterbleiben mußte. Allerdings hieß es noch im vergangenen Jahre, die erforderlichen Mannschaften seien wohl vorhanden, allein der Kriegsminister habe aus finanziellen Rücksichten auf ihre augenblickliche Einstellung verzichtet, da er nach und nach sämmtliche vierten Bataillone zu je einer neuen Brigade für das 19. Armeecorps des Inlandes zusammenzustellen beabsichtige. In Wahrheit aber erhielten im Jahre 1900 von den 145 Infanterie-Regimentern des französischen Heeres nur 93 vierte Bataillone zu vier Compagnien, 11 Regimenter bekamen vierte Bataillone zu nur drei Compagnien, 22 Regimenter vierte Bataillone zu nur zwei Compagnien, 10 Regimenter solche zu nur einer Compagnie und drei Regimenter vermochten noch gar keinen Stamm der vierten Bataillone aufzustellen. Anstatt daß nun aber in diesem Jahre die noch fehlenden vierten Bataillone zu vollen vier Compagnien für 54 Regimentern aufgestellt worden wären, hat sich die Regierung in Folge des Mannschaftsmangels sogar entschließen müssen, bereits vorhandene vierte Bataillone wieder aufzulösen und im Ganzen 79 Compagnien eingehen zu lassen. Erwägt man, daß diese neunundsiebzig Compagnien insgesammt die Stärke von ¾ Armeecorps ausmachen, so wird man in dieser Reduction einen sehr empfindlichen Schlag für die Wehrkraft der französischen Armee erkennen müssen und einsehen, daß die Ausführungen des Oberstleutnants Picquart nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern nur den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen.

Der Krieg in Südafrika.

Der holländische Ballon d'Essay.

Man schreibt uns aus London, 5. Februar:

Daß die englische Regierung daran denkt, mit den Boerenführern in Südafrika durch Lord Kitchener über einen eventuellen Friedensschluß überhaupt zu verhandeln, und daß in der Antwort des britischen Auswärtigen Amtes an Holland das böse Wort von der „bedingungslosen Unterwerfung", das früher immer die Quintessenz der britischen Anforderungen war, gänzlich fehlt, das ist eine wirkliche Ueberraschung in dem langen Communiqué des Lord Lansdowne an den holländischen Minister des Auswärtigen. Die Boeren sollen, wenn sie Lust verspüren, sich an Lord Kitchener wenden, „welcher bereits die nöthigen Instructionen erhalten hat, um jedes Anerbieten, welches er von den Boerenführern im Felde erhalten mag, nach London weiter zu geben".

Diese Zugeständnisse sind natürlich an und für sich ziemlich nichtssagend, aber es bleibt immerhin eine wohlthuende Ueberraschung, daß die englische Regierung sich bemüßigt gefunden hat, gänzlich davon abzusehen, die früher mit Vorliebe energisch betonte „bedingungslose Uebergabe" neuerdings als conditio sine qua non aufzustellen und zur Basis aller eventuellen Friedensaussichten zu machen. Damit scheint ein großer Schritt vorwärts gemacht zu sein, und man ist sich wahrscheinlich in Downing Street längst darüber einig, inwieweit man heute bereit ist, von dem früheren schroffen Programm abzugehen. Man hat also auf jeden Fall den Boeren Thor und Thüre geöffnet zu regulären Friedensverhandlungen, für deren Durchführung man sogar „Mr. Steijn und Mr. Schalk Burger", also die beiden in Südafrika anwesenden officiellen Vertreter der beiden Boerenvölker, rückhaltslos anerkennen will, wenn man sie auch in echt britischem Hochmuthe nicht mit ihrem ihnen zukommenden Titel als Präsident oder Vicepräsident bezeichnet.

Also Präsident Steijn und Vicepräsident Schalk Burger sind nunmehr endlich rückhaltlos von der britischen Regierung als diejenigen Männer anerkannt worden, in deren Händen alle Rechte und Pflichten einer Regierung im Freistaate und in Transvaal liegen, und so läßt sich erfreulicher Weise feststellen, daß England anfängt, wenigstens in etwas zur Einsicht zu kommen und mit seinem alten hochmüthigen Princip des eingebildeten Siegers ein wenig zu brechen beginnt. In dieser Hinsicht wären also die Bemühungen der holländischen Regierung doch nicht ganz zu Schanden gekommen, sondern können vielleicht sogar noch die schönsten Früchte tragen, indem sie doch auf alle Fälle einen Weg gebahnt haben, zu Friedensverhandlungen zwischen den beiden kriegführenden Parteien, die dieses Mal mehr Chancen auf einen befriedigenden Ausgang haben, weil England heute einfach nicht mehr im Stande ist, den früheren hochmüthigen Standpunct den tapferen Boeren gegenüber beizubehalten, und sich auf das hohe Pferd des übermüthigen, imaginären Siegers zu setzen. Dabei kann es absolut keine Rolle spielen, daß in der englischen Antwort auch noch einmal die stolze Versicherung abgegeben wird, Großbritannien würde nach wie vor keine Intervention irgend einer anderen Macht gestatten oder acceptiren können. Davon war ja auf Seiten Hollands gar keine Rede, — und so ist denn wohl der holländische Ballon d'Essay nicht umsonst aufgelassen worden.

Eine Rede Salisbury's.

Auf einem Diner im Londoner Junior Constitutional Club hielt gestern Abend Lord Salisbury eine Rede, in der er sagte, die Anwesenden würden von ihm nicht viel Aufschlüsse über diese Art Fehlkrisis (abortive Krisis) erhalten, mit deren Besprechung die Spalten der Blätter in den letzten Tagen gefüllt seien. Er könne sich absolut nicht vorstellen, welches Ziel eigentlich die holländische Regierung mit ihrem jüngst unternommenen Schritte zu erreichen hoffte. Es sei klar, daß sie von den auf dem Continent weilenden Feinden Englands in keiner Weise die Ermächtigung hierzu erhalten habe. In dem Augenblicke, wo die holländischen Vorschläge veröffentlicht wurden, hätten alle diese Feinde einander mit Erklärungen überboten, daß die Vorschläge durchaus absurd seien. Er wolle gern die freundliche Gesinnung der holländischen Regierung in jeder Weise anerkennen, die britische Regierung könne sich jedoch nicht darüber klar werden, aus welchen Gründen und in welcher Absicht diese seltsamen Schritte unternommen worden seien. Er könne nur annehmen, daß englische Boerenfreunde Veranlassung dazu gegeben haben. Man sei jetzt überhaupt in eine Periode gelangt, wo viele solcher Vorschläge gemacht würden. Der einzige Grund, weshalb er über diese Dinge spreche, die an sich nicht von sehr großer Wichtigkeit seien, liege darin, daß diese Vorschläge zu einer Zeit erfolgten, wo man mehr Gewicht auf die Eingebungen des Verstandes, weniger auf die des Gemüthes legen müsse. Viele liebenswürdige und vortreffliche Leute wünschten vielleicht, England solle Alles opfern, um einen Frieden zusammenzustümpern, der doch nichtdauerte, sie müßten aber bedenken, daß jetzt von Gefühlen und Empfindungen keine Rede sei. England habe eine Arbeit angefangen, dieses durchführen müsse. England suche Sicherheit und würde nicht nur gern, sondern mit Freuden jede Wiederherstellung eines Friedens acceptiren, bei dem die Rechte des Königs anerkannt und die Sicherheit des Reiches verbürgt würden. Diese Sicherheit sei das einzige Entgelt, das England für alle Verluste und Opfer erstrebe. Redner fügte hinzu, es gäbe noch andere zu erwägende Fragen, wenn der Krieg vorüber sei. Die Erhaltung der englischen Position in Irland sei die vitalste Aufgabe, die jetzt dem Reiche obliege. Versagten die darauf gerichteten Bestrebungen jemals, so würde das Reich in die größte Gefahr gebracht, die man je gekannt habe; dies seien viel wichtigere Fragen, als der südafrikanische Krieg.

* **London**, 6. Februar. (Telegramm.) Lord Kitchener telegraphirt aus Pretoria: Oberst Kekevich berichtet, eine englische Truppe unter Major Lender habe 7 Mann von Delarey's Commando getödtet und 131 Gefangene gemacht, darunter den Commandanten Sarel Alberts, den Landdrost Potgieter und den Feldcornet Jan Dutleissis. Die Verluste der Engländer seien geringe, Niemand sei gefallen.

Die Boerendeputirten und die englische Antwort.

* **Haag**, 6. Februar. („Reuter's Bureau", Ausführliche Meldung.) Die hier eingetroffene Deputation der Boerenrepubliken spricht sich über den Inhalt des am Dienstag ausgegebenen Oranje-Buches wie folgt aus: Wir lasen mit Interesse die Mittheilung der niederländischen Regierung und die Antwort Englands. Wir erkennen die gute Absicht der niederländischen Regierung, den unheilvollen Krieg zu beendigen, an und wissen dieselbe zu würdigen, ebenso wie wir alle Anstrengungen schätzen, einen solchen Frieden herzustellen, auf den wir ein Recht zu haben glauben. Selbstverständlich sind persönliche Beziehungen zwischen den Delegirten in Europa und den Regierungen in Afrika wünschenswerth. Die Behauptung, die

Feuilleton.

Riekchen's Maskenball.

Novellette von Luise Glaß.

Nachdruck verboten.

„Nee!" sagte der Schuhmachermeister Klengel, „nee! Maskenbälle leid' ich nich."

Eigentlich redete der alte Klengel jetzt ein höchst gebildetes Hochdeutsch; er konnte sich's leisten, hatte zehn Gesellen sitzen und kam von Stiefel zu Stiefel mehr in Ruf und Mode.

An seinem Hochdeutsch konnte man ihm vielleicht etwas abhandeln, wenn er aber „Nee!" sagte, dann klang's wie ein scharfer Schuß: der saß und traf und war nicht ungeschehen zu machen.

Trotzdem versuchte das hübsche Riekchen das Unmögliche. Sie stand in der Werkstatt, deren Hämmern und Pochen sie eben jetzt bitter ärgerte, weil alle Gesellen dasaßen und zuhörten. Natürlich hörten sie zu; sowie die hübsche Meisterstochter in die Werkstatt kam, flogen zwanzig Gesellen- und sechs Lehrjungenaugen hinter ihr drein, bis das Riekchen hinter die Tapetenwand huschte, die des Vaters Zuschneidetisch von dem allgemeinen Gros abtrennte. War der letzte Zipfel ihrer blauen Schürze verschwunden, so wandten sich die sechsundzwanzig Augen wieder Leisten, Hammer, Ahlen und Oertern zu, und statt ihrer legten sich sechsundzwanzig Ohren auf Kundschaft.

Trotzdem tippte Riekchen den Vater leise an die Schulter, und sagte: „Ach, Vater! wo ich doch die Eintrittskarte geschenkt krieg'! — Eingeladen, Vater! — Guck mal, so fein! Goldschnitt und einen hübschen Kasper d'rauf! Nun bei den Studenten! — Zehn Bekannte gönnen mir's kein bißchen!"

„Erscht recht nich!"

„Hu, das Deutsch!" dachte Riekchen, laut aber sagte sie: „Vater! und drüben das Röschen von Tischler Werners hat auch eine! Und die darf!!"

„Meinetwegen, wenn der Röse ihr Verstand dabei aus den Augen geht, leimt ihn der Vater wieder zusammen. Ich versteh' nur mit Hammer und Riemen zu flicken, Jeder nach seiner Hantirung."

Die Handbewegung dazu wäre schon deutlich genug gewesen, daß er aber dabei auch noch mit einem Stück Leder auf die Zuschneidetafel knallte, damit man die Handbewegung nur auch ja höre, das trieb Riekchen das Blut in's Gesicht. Jetzt lachten da drüben gewiß sechsundzwanzig Lippen! Hastig legte sie die Schuhblätter, die sie drüben an ihrer Maschine eingefaßt hatte, neben das Leder und hastig lief sie wieder hinaus. Keinen Blick hatte sie dabei für die sechsundzwanzig Augen der Werkstatt, obwohl sonst der Altgeselle zum Mindesten einen besonderen höflich kühlen Gruß erhielt. Und der Altgeselle verdiente jenen besonderen Gruß, denn er war des Meisters rechte Hand.

„Wenn man keinen Sohn hat, sondern nur ein windiges Mädel, muß man sich seinen Gesellen ordentlich ranziehen, damit er für's Geschäft denkt und nicht dagegen", sagte der Meister, wenn seine Frau von Verwöhnung sprach.

Zweimal hatten die Auserlesenen denn auch die Verwöhnung nicht vertragen, der Dritte aber, der Merten Franz, dem schien sie anzuschlagen. Der dachte in des Meisters Tasche, der arbeitete zu des Meisters Ehre, der kränkte sich bis in das Inwendigste, wenn eine Dummheit aus der Werkstatt hinaus kam in die Welt.

„Un das is das Wahre, Mutter, so Einer is echt, so bin ich auch gewesen!"

Diesmal war auch Mutter Klengel einverstanden mit dem Auserwählten. Bescheiden, höflich, ein hübscher Mensch — „wir Frauen wollen doch auch was für's Auge" — und standfest, wenn ihm der lebhafte Meister 'mal Unrecht that. Kein Maulen, kein Trotzen, kein Widersprechen — aber standfest, und da das die Meisterin selber durchaus nicht fertig kriegte, hielt sie um dieser Standfestigkeit willen den Merten Franz für einen Helden, und die Mitgesellen hielten ihn auch dafür.

Nur Riekchen erkannte des Altgesellen Vorzüge nicht an — nein, durchaus nicht. Riekchen ärgerte sich sogar über ihn; am allermeisten, wenn er stramm vor ihr stand und ihr in aller Höflichkeit eine etwas wellenförmig gerathene Einfassnaht wiederbrachte.

Sie ärgerte sich auch, wenn er Sonntags beim Vater saß und sich von dessen Lehr- und Wanderjahren erzählen ließ. Das war doch nur Liebedienerei! Er hätte ebenso gut mit dem jungen Volke Kahnfahren können.

Und sie ärgerte sich, wenn er den jungen Damen gar so sorgfältig Maß nahm. Sie saßen dann in der Wohnstube, wo Riekchen von der Maschine aus zusehen konnte, und schwatzten mit Klengel's hübschem Altgesellen, als ob der weiter nichts zu thun hätte.

Anfangs hatte sie ein paarmal gegen den Merten geredet, da war der Vater „dem Gikel, das nichts verstand", aber allemal derb über den Mund gefahren, so ließ sie es sein und gab ihm, mit ein wenig Spott gewürzt, die schuldigen Redensarten.

Heute aber nicht, nein, heute war sie so böse auf ihn, als sei er ganz allein schuld daran, daß sie nicht auf den Maskenball durfte.

Als sie fort war, wollte der Meister ihre Schuhblätter austheilen, aber da flog gleich ein: „I Du verwettertes Mädel!" durch die Werkstatt. Erschrocken sprang der Altgeselle auf und eilte hinter die Tapetenwand.

„Ein, zwei, drei Stück ungenäht! Das kommt von Maschkengedanken. Jetzt will ich ihr gleich 'mal den Marsch machen."

„Meister, ich könnte ja!" fragte Merten Franz sehr rasch. „Sie haben's doch so eilig mit dem Zuschneiden!"

Meister Klengel sah das ein; er schob dem Altgesellen die ungenähten Blätter in die Hände. „Aber den Marsch machen!" rief er noch 'mal, dann war der Altgeselle draußen.

Vor der Wohnstubenthür holte er noch einmal tief Athem, dann klinkte er leise auf und trat ein.

Drin war Riekchen, sie drückte den Kopf in die Arme, die Arme auf die Maschine, schluchzte, hörte und sah nicht, und dachte noch weniger an's Arbeiten. Die Einladungskarte mit Goldschnitt und Kasper lag auf der Erde, aus der Küche nebenan kam kein Ton, Mutter und Magd waren im Waschhaus, — dem Altgesellen war unbehaglich zu Muthe.

Er räusperte sich, aber wußte nicht, ob Riekchen das vor Schluchzen hören konnte.

Er starrte in ihre Zöpfe hinein, die dick um den Kopf lagen, und dann auf das Stückchen Hals, das aus der Blonse schaute und von den eigensinnig krausen Zankhaaren verschattet wurde.

„Na, ja", sagte er endlich und legte die ungenähten Schäfte auf die Maschine. Da fuhr Riekchen auf, blitzte ihn aus den braunen Augen an und ärgerte sich über ihn, wie sie sich überhaupt noch nie geärgert hatte. Wußte er auch sehen, was sie kränkte? Und dann natürlich spotten? Gar nicht mehr schön war's zu Hause, seitdem der Altgeselle da war.

„Da", sagte Franz Merten, „da sind drei ungenähte Schäfte, und den Marsch wollte der Meister Ihnen machen, von wegen der Vergeßlichkeit. Und — und — ja, aber Fräulein Riekchen, geht Ihnen der verflixte Maskenball denn gar so nahe?"

Dabei machte er sein gutmüthiges Gesicht, hob die Karte vom Boden auf und sah Riekchen treuherzig in die blitzenden Augen. Das war aber natürlich nur Spott und Verstellung. Riekchen's Finger zitterten und die Lippen zitterten auch, aber sie sagte kurz ab: „Gar nichts geht mir nahe, und wenn schon 'mal, so hat Sie das nicht zu kümmern."

Schnapp ab.

„So", sagte der Altgeselle, „da weiß ich's ja, guten Morgen."

Stramm und standfest ging er in die Werkstatt zurück, ohne sich noch einmal umzuschauen, und als Riekchen später die Schäfte hinüberbrachte, grüßten sie nur vierundzwanzig Augen, Merten Franz hielt die seinen gesenkt, so lange des Meisters Tochter in Sicht war.

„Duckmäuser, Brummbär, Trotzkopf", sagte Riekchen vor sich hin, während sie am Herde stand; „Brummbär, Trotzkopf, Duckmäuser", sagte sie Abends vorm Einschlafen, denn er hatte sie weder über Mittag, noch beim Abendbrod angeschaut.

Gesehen hatte er sie aber doch. Hatte gesehen, wie der Studiosus der Medicin die Einladung geschickt hatte, sich seinen Dank holen wollte, und statt dessen einen weh-

SLUB
Wir führen Wissen.